

Über die Möglichkeiten der „Zukunftsforschung“ als Wissenschaft

Von Helmut GROSS (Osnabrück)

In der Soziologie wird häufig darauf verwiesen, daß sie als wissenschaftliche Disziplin aus der Notwendigkeit gezielter methodischer Sozialerkenntnisse heraus entstand, in einer Zeit krisenhaften sozialen Wandels durch die industrielle Revolution im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts in Europa. Analog dazu läßt sich sagen, daß die Zukunftsforschung oder Futurologie ein Jahrhundert später aus der Notwendigkeit gezielter methodischer Zukunftserkenntnisse heraus entstand, in einer Zeit krisenhaften Wandels durch den Zweiten Weltkrieg und durch den Übergang der Menschheit ins atomare und elektronische Zeitalter. Sie entstand in der westlichen Welt (der Name „Futurologie“ wurde 1943 von dem deutschen Politologen Ossip Flechtheim während seiner Emigrationszeit in den USA geprägt), betrifft aber durch die globale Ausstrahlung der sie betreffenden krisenhaften Wandlungsvorgänge die ganze Erde. Darüber besteht Einigkeit unter den Futurologen, so sehr sich auch sonst ihre verschiedenen Richtungen unterscheiden.

Diese sehr heterogene Disziplin umfaßt die ganze Spannweite von etablierten Prognostikern und Kybernetikern in der Ersten (kapitalistischen) oder Zweiten (sozialistischen) Welt bis hin zu radikalen Sozialutopisten, von ernsthaften bis bizarren Anhängern alternativer Technologien, mit allen denkbaren Abstufungen zwischen diesen Extremen. Organisiert sind die Futurologen in einer wachsenden Zahl nationaler Zukunftsforschungsgesellschaften, allmählich auch in Entwicklungsländern, sowie über- und ineinandergreifend in der World Future Society, Washington, und der World Future Studies Federation, Paris/Rom.

In diesem Aufsatz werden internationale futurologische Beiträge von D. Bell, E. F. Schumacher, K. Boulding, R. Jungk sowie das Bariloche-Modell dargestellt und auf ihre philosophischen Implikationen hin befragt; anschließend werden diese Beiträge mit Beiträgen der deutschen Philosophen K. Hübner, H. Fahrenbach und F. Vonessen im Zusammenhang gebracht.¹

1973 veröffentlichte der amerikanische Soziologe Daniel Bell² sein bekannt gewordenes Buch *The Coming of Post-Industrial Society*, von dem 1975 eine deutsche Übersetzung erschien.³ Darin gibt der Autor Prognosen für die Weiterentwicklung der fortgeschrittenen Industriegesellschaften in den nächsten 30–50 Jahren, wobei er sich, trotz einer entsprechenden Bemerkung im Vorwort, zum Vorteil des Buches nicht auf die USA beschränkt, sondern auch die Entwicklung west- und osteuropäischer Länder und Ja-

¹ Dieser Aufsatz entstand, genau wie mein Beitrag „Ansätze zur philosophischen Gewaltdiskussion“ in Jg. 85/1978 (2. Halbband) dieses Jahrbuchs, im Rahmen meines kommunikations- und konfliktphilosophischen Forschungsthemas und wurde genau wie jener, nachdem er sich zu einem eigenständigen Beitrag weiterentwickelt hatte, dort herausgenommen: Helmut Gross, *Intermundane Kommunikation und genetischer Streit. Studien zur strukturalen Kommunikations- und Konfliktphänomenologie* (noch unveröffentlicht). Die thematische Nähe zu den dort erörterten Phänomenen bleibt natürlich erhalten.

² Von diesem Autor erschien später auch eine Gegenwartsanalyse der westlichen Welt, unter dem Titel: *The Cultural Contradictions of Capitalism*; deutsch: *Die Zukunft der westlichen Welt. Kultur und Technologie im Widerstreit* (1979).

³ Daniel Bell, *Die nachindustrielle Gesellschaft*, dt. Übersetzung von S. Summerer und G. Kurz (Frankfurt-New York 1975).

pans in ihrer Parallelität bei allen Unterschieden umreißt. Diese Länder haben bei unterschiedlichen Weltanschauungen gleiche Wirtschaftsprinzipien. Bell sagt voraus, daß sie von der industriellen zur nachindustriellen Gesellschaftsform übergehen, als deren Kennzeichen er nennt:

- 1) Übergang von der güterproduzierenden zur Dienstleistungswirtschaft im Gesundheits-, Bildungs- und Erziehungswesen, in Wirtschaft, Forschung und Entwicklung;
- 2) Entstehung einer sozial privilegierten Klasse von Ökonomen und Technikern;
- 3) Primat des theoretischen Wissens auch im gesellschaftlich-politischen Bereich für alle Planung und Verwirklichung;
- 4) Zukunftsorientierte Steuerung des Wirtschaftssystems durch Bewältigung des Problems, das technische Wachstum zu planen und zu lenken;
- 5) Schaffung einer neuen intellektuellen Technologie durch Bewältigung des Problems, mit organisierter Komplexität umzugehen, d. h. mit großen Systemen, die viele aufeinander einwirkende Variablen haben und auf ein bestimmtes Ziel hin koordiniert sind.⁴

Diese fünf Punkte, so ist anzumerken, liegen nicht auf gleicher Ebene: 4) und 5) sind Durchführungsbedingungen von 1) und 3); 3) seinerseits ist Motor der Veränderungen von 1) und 2).

Die Prognosen selbst klingen überzeugend. Nach Bells Darstellungen werden die nachindustriellen Gesellschaften die Güterproduktion immer mehr in Niedriglohnländer verlagern – ein Prozeß, der bereits begonnen hat: nach Singapur, Hongkong, Taiwan und Mexiko – und werden sich selbst auf wissenschaftende und wissensverarbeitende Industrien konzentrieren. Hauptursache für den strukturellen Wandel ihres Sozialkörpers ist der erwähnte Primat des theoretischen Wissens. Er bedingt einen Bewußtseinswandel, und jeder solcher Wandel zieht über kurz oder lang entsprechende soziale und institutionelle Änderungen nach sich.⁵ Das ist auch für die nachindustriellen Gesellschaften zu erwarten, und wie, das betrifft Punkt 2).

Bemerkenswert an Bell sind seine breiten Kenntnisse der europäischen und amerikanischen Philosophie und Soziologie, die es ihm ermöglichen, fundierte historische Linien herauszuarbeiten und nicht bloß aktuelle Trends zu fixieren. Er geht von Marx aus, vom III. Band des *Kapital*, in dem seines Erachtens die eingetretene Entwicklung des Kapitalismus besser erfaßt ist als in den Prophezeiungen krisenhafter Selbstaufhebung des I. Bandes. Bell ist aber kein Marxist, schon deshalb nicht, weil er zwischen wissenschaftlichen Theorien und der Wirklichkeit zu unterscheiden weiß: „Soziale Systeme sind keine ‚Abbilder‘ einer sozialen Realität, sondern konzeptuelle Schemata . . . Als logisches Ordnungsprinzip ist ein konzeptuelles Schema weder wahr noch falsch, sondern nützlich oder nicht.“ Jede *faktische* Ordnung ist komplex. Je nach der Fragestellung lassen sich daher von jeder Zeit und jedem sozialen System verschiedene *logische* Ordnungen formulieren.⁶ Entscheidend für die Wahl einer von ihnen ist die Nützlichkeit, d. h. die wissenschaftliche Ergiebigkeit.

Bell ist auch deshalb kein Marxist, weil er den Unterschied zwischen Idealität und Realität sieht: „Utopia ist stets als Wunsch der Menschen nach harmonischen, vollkommenen zwischenmenschlichen Beziehungen aufgefaßt worden. Die Antike hielt es in ihrer Weisheit für unerreichbar, aber als Vorbild und Ziel befruchtend . . . Die moderne

⁴ Ebd. 14, 32–49.

⁵ Ebd. 371, 54, 365.

⁶ Ebd. 26 f., 28.

Hybris dagegen hat diese Kluft zu überbrücken und das Ideale im Realen zu verkörpern versucht . . . Vielleicht wäre es gar nicht so dumm, auf die klassische Konzeption zurückzukommen.⁷ Das sagt Bell an dieser Stelle im Hinblick auf die zwiespältige Natur des Menschen: einerseits mörderischer Aggressions- und Destruktionstrieb, andererseits Bedürfnisse nach Ruhe und Harmonie. Dazu ist zu bemerken: Diese menschliche Natur wird auch in der Zukunft bleiben. Sie muß daher bei allen vorgeschlagenen Gesellschaftsverbesserungen als nichtüberwindbare Tatsache eingerechnet werden.

Da die nachindustrielle Gesellschaft in erster Linie eine soziale Welt ist (nicht mehr der Umgang des Menschen mit der Natur, nicht mehr mit Maschinen und Dingen, sondern der mit anderen Menschen steht im Vordergrund), müssen es sich ihre Mitglieder angelegen sein lassen, die von der zwiespältigen menschlichen Natur ausgehenden Gefahren mit neuen Mitteln zu bewältigen. Dazu kann Bells vorher genannter Punkt 3) dienen, der Primat des theoretischen Wissens auch im gesellschaftlich-politischen Bereich: Es sind sozialwissenschaftliche Theorien zu entwickeln, wie Konflikte nicht-aggressiv und nicht-destruktiv, d. h. gewaltfrei ausgetragen werden können. Diese Theorien sind umzusetzen in Verfassungen und Verwaltungsvorschriften, damit sie in der alltäglichen Wirklichkeit wirksam werden. Das ist eine Frage des gesellschaftlichen Wissens und des Reglements, nicht eine der Änderung der menschlichen Natur, der Schaffung eines neuen Menschen. Den Anstoß muß die Erkenntnis geben, daß alle Gewaltanwendung instrumentell und daher im Umgang mit Menschen inadäquat ist, weil sie sie zu bloßen Mitteln macht. Diese Erkenntnis, allgemein geworden, genügt als Bewußtseinswandel; ihm könnten und würden in der hier erwähnten Weise die entsprechenden sozialen und institutionellen Änderungen folgen.

Bells Untersuchungen und Prognosen betreffen die reichen Industrieländer und einige für diese interessante arme Länder an der Schwelle zur Industrialisierung, in die sie die Güterproduktion verlagern können. Von der Mehrzahl der anderen Länder und ihrem epochalen Problem von Hunger und Elend ist in diesem Beitrag dagegen nicht die Rede. Dieses Problem wird sich in der nahen Zukunft noch verschärfen. Gleichzeitig wird der Abstand im Lebensstandard zu den hochindustrialisierten Ländern, das sogenannte Nord-Süd-Gefälle, noch zunehmen. Von beidem kommen mittelfristig die größten Gefahren für den Weltfrieden. Diese Probleme verdienen daher größte Aufmerksamkeit. Zu ihrer politischen Lösung müssen wissenschaftliche Konzepte erarbeitet werden, und zwar nicht auf dem Weg der bisherigen Entwicklungshilfe,⁸ sondern in der von dem deutsch-englischen Wirtschaftswissenschaftler E. F. Schumacher, z. B. in seiner Aufsatzsammlung *Es geht auch anders*, vertretenen Richtung.⁹

Schon Mitte der sechziger Jahre wies Schumacher auf fundamentale Tatsachen der Entwicklungsproblematik hin,¹⁰ die in den gängigen Diskussionen über Entwicklungshilfe zum Teil bis heute fehlen, sei es aus historischer oder kultureller Ignoranz, sei es

⁷ Ebd. 376.

⁸ Zum wirklichen Ziel der Entwicklungshilfe, der Mithilfe zur *self-reliance* aller Staaten, siehe auch meinen Aufsatz: On a Phenomenology of Needs, in: Proceedings of the Fifth World Future Studies Conference, Dubrovnik 1976; edited and prepared by the Secretariat (Roma 1978). Vol. I, p. 30–38.

⁹ Von Schumacher erschien zuletzt das Buch: Die Rückkehr zum menschlichen Maß. Alternativen für Wirtschaft und Technik. „Small is Beautiful“ (1977).

¹⁰ E. F. Schumacher, Armut und Elend – Gedanken über Entwicklungspolitik und Auslandshilfe, in: ders., *Es geht auch anders. Jenseits des Wachstums. Technik und Wirtschaft nach Menschenmaß* (1974) 94–118. Dieser Aufsatz ist der Abdruck eines Referats aus dem Jahr 1964.

aus Mißachtung elementarer Fakten. Es wurde unreflektiert vorausgesetzt, daß die hochgezüchteten technischen und industriellen Produkte der reichen Länder auch den armen Ländern helfen können, Stichwort: Technologie-Transfer. Dabei zeigt schon ein kurzer Einblick: „Sie besitzen einen Überfluß von Arbeitskräften und einen Mangel an Kapitalmitteln. Es ist also nicht verwunderlich, daß die westliche Technik, die einem Überschuß von Kapital und einem Mangel an Arbeitskräften angepaßt ist, die Probleme dieser Länder nur vergrößern kann.“¹¹

Schumacher schrieb dies in einem Aufsatz mit dem Thema Armut und Elend. Er erwähnt richtig (das ist in unserer technikgläubigen Zeit notwendig), daß menschlicher Wohlstand nicht erst mit der Erfindung der Dampfmaschine begann, sondern: „Alle gesunden Gemeinschaften haben zu allen normalen Zeiten auch bei schnellster Bevölkerungsvermehrung mehr geleistet, als zur bloßen Lebenserhaltung notwendig war; sie haben Überschüsse hervorgebracht, aus denen nicht nur Kapital angesammelt wurde, sondern auch eine mehr oder weniger verschwenderische Kultur geschaffen werden konnte.“ Dies auch in solchen Ländern, in denen die Bevölkerung heute in größtem Elend lebt, beispielsweise in Indien. Ziel aller Entwicklungshilfe heute muß die Verminderung dieses Elends sein. Schumacher differenziert: „Arm ist, wer sich nichts leisten kann, aber doch sein Auskommen hat. Elend ist, wer nicht einmal sein Auskommen hat.“¹²

Die Verelendung ganzer Völker und ihre Unfähigkeit, sich daraus zu befreien, ist neu in der Menschheitsgeschichte. Sie kommt, wie Schumacher aufzeigt, gerade durch das importierte *know-how*. Die heute reichen Länder hatten das Glück, daß sich in ihnen im vergangenen Jahrhundert Produktionstechnik und Verkehrstechnik organisch zusammen entwickelten, so daß sich unter dem Schutz hoher Transportkosten, und zusätzlich unter dem Zollschutz in der europäischen Kleinstaaterei, an vielen Stellen eine breite industrielle Entwicklung vollziehen konnte. Dagegen ist in den Entwicklungsländern heute das Verkehrssystem in der Regel der modernste Teil der Volkswirtschaft. Auf diese Weise kann ein mit westlicher Technik arbeitender Großproduzent die gesamte traditionelle Konkurrenz seines Landes erledigen. Viele Kleinhandwerker und Kleinbauern werden arbeitslos und verarmen, können sich sogar die billigen Industrieprodukte nicht mehr kaufen und haben nur die Alternative, entweder auf dem Land zu verkommen oder in der trügerischen Hoffnung auf Verdienstmöglichkeit in die Slums der großen Städte zu ziehen.¹³

Auf diese Weise entstehen Massenarbeitslosigkeit und Landflucht als die kennzeichnenden Symptome dieser Länder. Schumacher fordert zur Abhilfe eine „mittlere Technik“, zwischen der traditionellen eigenen, wenig produktiven und durch den westlichen Einfluß verfallenden Technik einerseits und der überproduktiven Maschinenteknik des Westens andererseits: „Es handelt sich also darum, eine ganz neue Technik zu entwickeln, die mit derjenigen von vor hundert Jahren die Billigkeit und Einfachheit gemein hat, sich aber zugleich, wo immer möglich, die wissenschaftlichen Errungenschaften des letzten Jahrhunderts nutzbar macht.“¹⁴ Eine solche Technik gibt es bisher nicht, da in unserer Art zu denken immer nur das Hochgezüchtete, die letzten Rekorde und Spitzenleistungen zählen. Sie muß „intermediär“ sein, kein Geschenk der Reichen an die Verelendeten, sondern organisch in ihre lokalen Verhältnisse eingepflanzt. Schu-

¹¹ Ebd. 116.

¹² Ebd. 102, 103, 96.

¹³ Ebd. 102, 106–108.

¹⁴ Ebd. 109, 113.

macher verfolgte diese Konzepte bis zu seinem Tod mit seiner *Intermediate Technology Development Group* in London, unter Verarbeitung seiner konkreten Kenntnis der Verhältnisse aus vielen Ländern in verschiedenen Kontinenten.

In anderen Aufsätzen des Buches *Es geht auch anders* beleuchtet der Autor die Problematik der Entwicklungshilfe von der Geberseite her: „Eine Gruppe von reichen Ländern, mit den Vereinigten Staaten an der Spitze, die von unendlichen Problemen geplagt sind, zu denen sie keine Lösung finden können, . . . offerieren sich als Modell für jene zwei Drittel der Menschheit, die (wie es heißt) zurückgeblieben sind und deshalb zwar andere, aber gewiß in solchem Umfang nicht diese Sorgen haben.“¹⁵ Der amerikanisch geprägte Lebensstil beruht auf der Herrschaft der Quantität und der Ökonomisierung aller Lebensbereiche. Qualitäten sind für solche Maßstäbe nicht faßbar. Dieser Lebensstil bedingt im Wirtschaftsbereich Expansion und Abbau nicht erneuerbarer Rohstoffe, wobei die Tatsache, daß dies im endlichen Rahmen unseres Planeten nicht unendlich möglich ist, übersehen wird.

Schumacher zeigt dies alles auf, eindringlich und manchmal (vermutlich absichtlich) altertümlich-theologisch. Er verliert sich jedoch nicht in Verklärung der Vergangenheit, sondern kritisiert die Schattenseiten des modernen Lebens: „Hat es nicht immer geheißen, der Mensch könne vom Brot allein nicht leben? Und was passiert, wenn er es trotzdem versucht? . . . Kann man da etwas anderes erwarten, als daß die geschändete menschliche Natur sich eines Tages an der Gesellschaft mit verbrecherischen Ausschreitungen rächt oder jedenfalls versucht, sich der Wirklichkeit durch Flucht in Alkohol, Rauschgift oder Krankheit zu entziehen?“¹⁶ Die zunehmende psychische Instabilität der Menschen in den hochindustrialisierten Gesellschaften mit all ihren Folgen, einschließlich der wachsenden Gewalttätigkeit im Alltag bis hin zum Terrorismus, ist also nichts anderes als die andere Seite der Vermarktung des Menschen im modernen Lebensstil. Auf dieses Modell aber sind die sich selbst ‚entwickelt‘ nennenden Länder stolz und dienen es den von ihnen als ‚unterentwickelt‘ bezeichneten zur Nachahmung an! Diese Haltung erinnert an die von Neurotikern im Individualbereich, die ihren Bekannten dauernd gute Ratschläge zur Lebensgestaltung aufdrängen, mit der sie selbst nicht zurechtkommen.

In vergleichbarer Weise wie D. Bell entwickelt E. F. Schumacher den Schritt von der Moderne zur Postmoderne. Er beschränkt sich auf den ökonomischen Bereich und sagt: Die postmoderne Wirtschaft muß wieder den Menschen und nicht Produktionsziffern in den Mittelpunkt stellen. Die wichtigsten Aufgaben sind die „*Rückführung der Wirtschaft auf dem Menschen angemessene Größenverhältnisse*“ und die „*pflegliche Behandlung der Natur und aller Naturschätze*“. Letzteres bedeutet, „den Weg zu der größtmöglichen Gewaltlosigkeit im menschlichen Verhalten zur Natur zu finden“.¹⁷ Der Autor weiß, daß es sich dabei „um nichts Geringeres handelt als die Ausarbeitung und Ausbildung eines ganz neuen Lebensstiles“, den die Nationalökonomie nur zu leisten vermag, wenn sie ihr Spezialistentum überwindet. Sie muß sich verstehen als „ein Zweig der Philosophie, d. h. . . . der Liebe zur Weisheit. Wirtschaftsgestaltung ist und bleibt Lebensgestaltung . . .“ Als die Kräfte der Lebensgestaltung sieht Schumacher, wiederum bewußt altertümlich: Nächstenliebe, Gottvertrauen, Tapferkeit, Großmut und

¹⁵ Schumacher, Anpassung der Technologie an die Bedürfnisse der Entwicklungsländer, a. a. O. 120.

¹⁶ Schumacher, Aufgaben des nach-modernen Nationalökonomien, a. a. O. 62 f.

¹⁷ Ebd. 64, 65.

Großherzigkeit; vor allem aber das Bewußtsein, daß der Mensch sich nicht selbst gemacht hat und daß er in einer Welt lebt, die er auch nicht selbst gemacht hat.¹⁸

Die Aufsätze dieses Autors sind einfach geschrieben und (im deutschen akademischen Leben muß man sagen: trotzdem) voll tiefer Einsichten und kluger Vorschläge. Er zeigt, was Nationalökonomie sein müßte, anstatt in ihren verkürzten Ansätzen und ihrer Quantifizierungsmanie immer spezialisierter, abstrakter und mathematischer zu werden. Schon ihr Name weist auf ihre Verstellungen hin: aus der *Nationalökonomie* mit dem Ziel eines möglichst hohen Bruttosozialprodukts für das eigene Land müßte *Sozialökonomie* zum Nutzen aller Menschen auf der Erde werden.

Menschen, die im vorhin genannten Sinn den größtmöglichen gewaltlosen Umgang mit der Natur erlernen, die sich der ebenfalls von Schumacher konzipierten „buddhistischen Ökonomie“¹⁹ entsprechend verhalten, einer Wirtschaft und Technik nach dem weichen Prinzip anstatt nach dem jetzigen harten Prinzip: mit der Natur statt gegen sie – solchen Menschen wird es nicht schwerfallen, auch im Umgang untereinander die größtmögliche Achtung voreinander zu erreichen. Es geht beim einen nicht um eine moralische Verdammung der Technik, sondern um eine Verwandlung ihrer Fehler aus ihr selbst heraus, um einen menschlichen und zukunftsfähigen Einsatz ihrer Möglichkeiten, um technisches, nicht technokratisches Verhalten. Es geht beim anderen nicht um eine moralische Verdammung des Krieges, sondern um eine Verwandlung seiner Kräfte aus ihm selbst heraus, um einen menschlichen und zukunftsbildenden Einsatz der von Konflikten erzeugten Energien, um gewaltfreies, nicht gewaltsames Verhalten.

Das Prinzip der harten Technik hat wegen seiner Gewalttätigkeit gegenüber Natur und Menschen langfristig gesehen keine Zukunft, um so weniger, als es zudem unter dem Gesetz der Expansion steht und Dinge auf einem Planeten mit begrenztem Raum und begrenzten Ressourcen nicht unbegrenzt expandieren können. Der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler und Friedensforscher Kenneth Boulding²⁰ (der den in der öffentlichen Diskussion inzwischen überstrapazierten Begriff vom „Raumschiff Erde“ prägte), hat dazu im Kapitel ‚Die Ökonomie und die Zukunft des Menschen‘ seines Buches *Ökonomie als Wissenschaft* richtig bemerkt, „daß konstantes Wachstum nicht unendlich, ja nicht einmal sehr lange Zeit andauern kann . . . Mit zunehmender Größe nimmt bei jedem Wachstum die Wachstumsrate ab . . . Das ökonomische Wachstum der letzten beiden Jahrhunderte ist keine Ausnahme von dieser Regel.“²¹

Bei der Suche nach Änderungen genügt es jedoch nicht, daß man mit derselben Denkweise Alternativvorschläge macht, wie Boulding in diesem Zusammenhang. Er schlägt vor, die Überbevölkerung durch einen „Gutscheinplan“ zu bekämpfen: „Entsprechend diesem Plan erhält jeder Heranwachsende hundertzehn Gutscheine, wobei hundert dieser Gutscheine dazu berechtigen, ein legales Kind zu zeugen und zu gebären. Außerdem würde der Handel mit diesen Gutscheinen zugelassen, so daß die Fortpflanzungsfreudigen Gutscheine von denen, die keine Kinder haben möchten, erwerben könnten.“²² Garantiert werden soll dieser Marktmechanismus durch ‚milde‘ Strafen, einschließlich temporärer Sterilisation (!). Ein solcher Vorschlag zeigt wahrhaftig die Betriebsblindheit eines Ökonomen: Kinderkriegen ist keine Sache von marktwirt-

¹⁸ Ebd. 66, 67, 69.

¹⁹ Schumacher, *Buddhistische Ökonomie*, a. a. O. 81–93.

²⁰ Von Boulding erschien zuletzt das Buch: *Ecodynamics: A New Theory of Societal Evolution* (London 1978).

²¹ Kenneth E. Boulding, *Ökonomie als Wissenschaft*, dt. Übersetzung von R. Dennerlein, A. Pfaff und G. Rittig-Baumhaus (1976) 147 f.

²² Ebd. 153 f.

schaftlichem Handel, sondern reicht tief hinein in existenzielle und phylogenetische Schichten des Menschen.

Die amerikanische pragmatische Denkweise hat sicher ihre guten Seiten, besonders im Alltag; sie ist dort angenehmer als die deutsche Grundsätzlichkeit und Suche nach Tiefsinn noch in der gewöhnlichsten Normalheit. Zum Erfassen der pluralen Beschaffenheit der Menschheit, zum Denken in Epochen und Kulturen ist sie jedoch wenig geeignet. Auch wenn die US-amerikanische Gesellschaft mit ihrer Denkweise und ihren Inhalten derzeit global die Standards setzt: in der langen Geschichte der Menschheit wird sie als vorübergehende Erscheinung stehen, als Kulmination und Abschluß der abendländischen rationalen Tradition, die geistesgeschichtlich mit Aristoteles begann, in der Epoche von Descartes bis Hegel ihre Höhepunkte hatte und erstaunliche Leistungen erbrachte, die dann aber durch ausschließlich quantitative Ausrichtung ihrer praktischen Anwendung in Technik und Wirtschaft in eine verheerende Sackgasse geriet. Ob dieses amerikanisch bestimmte Zwischenspiel fünfzig oder fünfhundert Jahre dauert, ist schwer abzuschätzen, weil dazu die verschiedensten Faktoren zusammenwirken, spielt aber in solchen Zeiträumen auch keine Rolle. Danach werden die Standards vermutlich von China und dem fernöstlichen Denken gesetzt werden, und sie werden (vermutlich/hoffentlich) im ganzen weniger gewaltsam, hierarchisch und zentralistisch, dafür mehr organisch, egalitär und lokal bestimmt sein.

Bouldings ökonomisch geregelter Vorschlag der Anrechtsscheine für Kinder ist erstaunlich bei einem der bekanntesten Friedensforscher seines Landes, der diese Richtung mit initiierte und der sonst durchaus über abwägenden Blick und differenzierendes Urteil verfügt, keineswegs die häufige Ahistorizität heutiger Sozialwissenschaftler zeigt. Als Steuerungsmittel vielschichtiger Phänomene taugen einschichtige Marktmechanismen jedoch nicht. Zu solchen Phänomenen gehören sowohl Kinderhaben wie auch Krieg und Konflikte. Boulding hofft daher vergeblich: „Es ist durchaus denkbar, daß für einen weiteren großen Problembereich des Raumschiffs [Erde], nämlich der Konfliktbeilegung, ähnliche Instrumente entwickelt werden könnten.“ Man kann nicht annehmen, mit solchen Steuerungsmitteln die Zukunft zu bewältigen, verbunden mit der eschatologischen Hoffnung: „Mir erscheint das Zeitalter der Zivilisation... oft als trauriges Zwischenspiel in der Geschichte der Menschheit zwischen dem ‚Garten Eden‘ der jüngeren Steinzeit, in dem das Los des Durchschnittsmenschen offensichtlich besser war als im Zeitalter der Zivilisation, und dem hoffentlich kommenden ‚Zion‘ einer hochentwickelten Gesellschaft, die Krieg und Ausbeutung überwunden hat – ein Zwischenspiel voll Ausbeutung, Krieg, Armut, weitverbreitetem Elend, Sklaverei und gelegentlichen Hochflügen in der Kunst.“²³ Vielmehr muß man von Vorhandenem ausgehen, z. B. den (nicht zufälligen) Gipfeln künstlerischer oder geistiger Vollendung, um das Bestehende in sich und aus sich heraus zu ändern. In *diesem* Dasein ändern; Zion dagegen betrifft ein anderes Leben, jenseits der menschlichen Gestaltbarkeit.

Es gibt viele amerikanische Wissenschaftler, die sich aus dem kommerziell geprägten Gesellschaftspragmatismus ihres Landes nicht lösen können. Die meisten Vorschläge, die in der dortigen reichhaltigen sozialwissenschaftlichen Literatur gemacht werden, sind nicht das, was der plural verstandenen Menschheit nottut. Sie bleiben zu sehr eigenweltlich und aktualitätsbezogen und werden bald veraltet sein – so, wie heute bereits die Vorschläge von Herman Kahn, dem bekanntesten futurologischen Prognostiker der sechziger Jahre.²⁴

²³ Ebd. 154 f.

²⁴ Siehe dazu Herman Kahn, Anthony Wiener, Ihr werdet es erleben. Voraussagen der Wissenschaft bis zum Jahre 2000 (Wien-München-Zürich-Innsbruck 1968). Und Herman Kahn, Angriff

Nachdem 1972 der Bericht des Teams von Dennis und Donella Meadows, Erich Zahn und Peter Milling über *Die Grenzen des Wachstums* erschienen war,²⁵ wurde der in diesen Titel eingegangene Begriff zum geflügelten Wort in der internationalen Diskussion. Diese Diskussion ist noch nicht abgeschlossen. Noch immer werden in der Ersten Welt Programme zur freiwilligen Begrenzung des industriellen Wachstums und des Rohstoffverbrauchs entwickelt und angeboten. In diese Diskussion schaltet sich bald eine anders ausgerichtete Stimme aus der Dritten Welt ein: der Bericht über die *Grenzen des Elends*, verfaßt von einem multidisziplinären Team lateinamerikanischer Wissenschaftler unter Schirmherrschaft der Stiftung Bariloche in Argentinien.²⁶

Dieses Team arbeitete das Modell eines gerechten weltweiten Produktionssystems aus. In ihm verwendet es die geläufigen Begriffe ‚entwickelte‘ und ‚unterentwickelte‘ Länder nur deshalb, weil keine besseren zur Verfügung stehen. Es benutzt sie aber wertneutral und setzt richtig die Probleme beider in Zusammenhang: Überkonsum und Umweltzerstörung auf der einen, Armut und Verelendung auf der anderen Seite. Für beides sucht es Mittel zur Abhilfe. Als Ausgangspunkt zeichnen die Autoren eine Karte der Länder auf der Erde nicht nach Fläche, sondern nach Bevölkerungszahlen. In sie, die natürlich andere Größenverhältnisse ergibt als eine gewohnte Weltkarte, tragen sie graphisch abschattiert als Vergleichsfaktoren ein: den durchschnittlichen Kalorien- und Proteinverbrauch, die Wohnverhältnisse, den Prozentsatz der über fünfzehnjährigen Analphabeten, die durchschnittliche Lebenserwartung, den Energieverbrauch.²⁷

Herrera und seine Kollegen unterscheiden nicht nach Erster und Zweiter Welt: „Die entwickelten Länder stehen ungeachtet ihrer politischen und sozialen Strukturen, der Machtverhältnisse usw. auf ziemlich ähnlichem Wirtschafts- und Wohlstandsniveau. Für das Modell können sie als ein einziger Block gelten.“ Dagegen unterteilen sie die Dritte Welt. Um zwei „Erfordernissen gerecht zu werden – relative Gleichheit der anfänglichen wirtschaftlichen Verhältnisse und geographische Nähe –, wurde beschlossen, die unterentwickelte Welt in drei Blöcke aufzuteilen: Lateinamerika und Karibik, Afrika, Asien und Ozeanien.“²⁸ Auch hier bleiben die Unterschiede der politischen und sozialen Formen unbeachtet – zu Recht, wenn man davon ausgeht, daß sie neben den Elementarbedürfnissen zweitrangig sind; zu Unrecht, wenn man daran denkt, daß kulturelle, weltanschauliche und rassische Unterschiede ein Hauptgrund für Konflikte sind und daß solche Konflikte leicht die angezielten materiellen Entwicklungen unmöglich machen.

In den erwähnten Graphiken zeigt sich die bekannte Tatsache, „daß es Regionen gibt, wo die Minimalwerte der angenommenen Vergleichsfaktoren übereinstimmen. In diesen Regionen leben fast zwei Drittel der Weltbevölkerung.“ Zum weltweiten Messen mit gemeinsamen Indikatoren stellen die Autoren fest: „Zum erstenmal in der

auf die Zukunft. Die 70er und 80er Jahre: So werden wir leben (Wien-München-Zürich-Innsbruck 1972). Der Autor prognostiziert weiter, zuletzt in dem Buch: Vor uns die guten Jahre. Ein realistisches Modell unserer Zukunft (Wien-München-Zürich-Innsbruck 1977). Kahn sieht auch in diesem Buch zu sehr nur die fortschrittlichen, nicht auch die komplementären beharrenden Kräfte im Menschen.

²⁵ Dennis Meadows u. a., *Die Grenzen des Wachstums*. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit (1972).

²⁶ A. O. Herrera, H. D. Scolnik u. a., *Grenzen des Elends*. Das Bariloche-Modell: So kann die Menschheit überleben, dt. Übersetzung von Otto Janic (1977).

²⁷ Ebd. 28–34.

²⁸ Ebd. 22, 23.

Geschichte geschieht es, daß die fortschreitende Verflechtung der gesamten Welt . . . den Anstoß zu einer Serie gemeinsamer Forderungen in nahezu allen Gesellschaften gibt – trotz der deutlichen kulturellen Unterschiede zwischen ihnen. Insbesondere gilt das für das Bewußtsein des *Rechts* auf eine angemessene Befriedigung der Grundbedürfnisse.“²⁹ Diese Grundbedürfnisse sind: Ernährung, Wohnung, Gesundheit, Bildung.

Das Bariloche-Modell geht von den statistischen Daten des Jahres 1960 aus und rechnet sie unter der Annahme, daß die vorgeschlagenen sozialpolitischen Änderungen ab 1980 durchgeführt werden, bis zum Jahre 2060 mathematisch durch. Berechnet werden die Kurven für elf Indikatoren, vom Wachstum des Bruttosozialprodukts für Investitions- bzw. Konsumgüter über die Zahl der Schuleintritte und die Zahl der Wohnungen pro Familie bis zur Gesamtbevölkerung.³⁰ Als Ziele sind für die unterentwickelten Länder angesetzt: „bei Ernährung und Bildung . . . 3000 Kalorien und 100 Gramm Proteine pro Person und Tag; 12 Jahre Grundbildung für die Bevölkerung zwischen 7 und 18 Jahren . . . Bezüglich der Wohnung wird in den entwickelten Ländern und in Lateinamerika an dem Ziel festgehalten: pro Familie ein Haus [regional unterschiedlicher Größe] . . . Im Falle Afrikas und Asiens dagegen müssen einige Modifizierungen [nämlich Abstriche] vorgenommen werden . . .“³¹ Das Grundbedürfnis Gesundheit wird durch eine Steigerung der durchschnittlichen Lebenserwartung auf Werte zwischen 66,55 Jahren für Asien/Ozeanien und 71,4 Jahren für Lateinamerika gewährleistet.

Durch die Modellberechnung ergibt sich, daß die Befriedigung der Grundbedürfnisse in Lateinamerika im Jahre 1992 erreicht werden kann, in Afrika im Jahre 2008. In Asien und Ozeanien würde sie auf dem angesetzten Niveau nicht oder nur durch Hilfe anderer Regionen erreicht werden, insbesondere der entwickelten Länder, für die eine Reduktion ihres Konsumwachstums vorgesehen ist, sowohl aus internationaler Solidarität wie zur Entlastung der eigenen Ökologie. Reduziert wird aber nur die Zuwachsrates, das erreichte Konsumniveau selbst wird durch maßvolle Weiterentwicklung gehalten.

Die Vorschläge des *Club of Rome* gehen von explosiver Bevölkerungsvermehrung aus, von baldiger Erschöpfung der Rohstoffvorräte auf der Erde und von Erreichung der Grenzen der Umweltbelastung in bestimmten Regionen. Sie fordern Geburtenkontrolle und Zurücknahme der technisch-industriellen Expansion („Nullwachstum“). Für Herrera und seine Kollegen steht hinter diesen Vorschlägen die alte malthusianische Theorie der Verknappung in zeitgemäßer Modifikation sowie als sozialpolitische Grundkonzeption: „die ‚westliche Lebensart‘ wird nicht in Frage gestellt“.³² Demgegenüber versuchen sie den mathematischen Nachweis, daß die physischen Ressourcen der Erde bei gerechter, d. h. einigermaßen gleicher Verteilung und bei langsamer, umweltverträglicher und auf regionale Verhältnisse zugeschnittener technischer Weiterentwicklung ausreichen, um die bis 2060 auf rund 10 Milliarden wachsende Erdbevölkerung zu ernähren. Sie zeigen auf, daß bei Befriedigung der erwähnten Grundbedürfnisse das Bevölkerungswachstum von selbst auf ein vernünftiges Maß zurückgeht. Das ist also für das jetzt so ausweglos erscheinende Problem der Bevölkerungsexplosion die anzustrebende organische Lösung von innen, im Unterschied zu der jetzt versuchten gewaltsamen Lösung von außen durch staatlich verordnete Geburtenkontrolle und Zwangssterilisation.

²⁹ Ebd. 26, 26 f.

³⁰ Siehe die Graphiken für die vier Regionen: S. 202, 205, 208, 211.

³¹ Ebd. 196.

³² Ebd. 36.

Die Autoren gehen von der Grundthese aus: „die Hauptprobleme unserer modernen Welt sind nicht physischer, sondern sozialpolitischer Natur, weil ihre Ursache in der ungleichen Machtverteilung sowohl im internationalen Rahmen wie innerhalb der einzelnen Länder liege.“ Sie setzen an, „daß nur radikale Veränderungen im gesellschaftlichen und internationalen Gefüge unserer gegenwärtigen Welt die Menschheit endgültig von Rückständigkeit und Unterdrückung befreien können. Folglich wird ein Muster einer sozialistischen Gesellschaft vorgeschlagen, die auf Freiheit, Gleichheit und voller Beteiligung aller Menschen an den gesellschaftlichen Entscheidungen zu errichten ist.“³³

Die in diesen Sätzen steckende Problematik wird jedoch in keiner Weise reflektiert: wie etwas unter Menschen ‚endgültig‘ gemacht werden kann und ob dies überhaupt erstrebenswert wäre, denn es bedeutete Erstarrung statt Bewegung, den Tod jeder gesellschaftlichen Lebendigkeit. Armut wird mit Rückständigkeit gleichgesetzt, d. h. die kulturellen und zivilisatorischen Ungleichzeitigkeiten der verschiedenen Völker sind weniger im Blick als das lineare und einheitliche Entwicklungsbild sozialistisch-europäischer Herkunft.

Herrera und seine Kollegen beschränken sich auf den Nachweis der materiellen Realisierbarkeit ihres Modells unter den zugrundegelegten Annahmen und einer auf Erfahrungswerten beruhenden Verteilung des Volkseinkommens: Rate für Investitionsgüter 25 Prozent, Rate für Konsumgüter nicht unter 45 Prozent des Bruttosozialprodukts.³⁴ Sie setzen an: „Die im Modell empfohlene Gesellschaft ist eine *Nicht-Konsumgesellschaft*; in ihr regelt sich die Produktion nach den Bedürfnissen und nicht nach dem Profit.“ Über dieses Thema würde man gern mehr hören, nicht nur: Es „ist zwar die freie Definition der Bedürfnisse und Forderungen jedes einzelnen gestattet, jedoch werden die Entscheidungen durch kollektive Aktionsmechanismen gelenkt, . . . die von den verschiedenen Instanzen der politischen und sozialen Struktur eingesetzt werden, je nachdem, welche Rolle diese Mechanismen für die gesamte Gemeinschaft spielen“.³⁵

Der Wunsch nach einer egalitären Gesellschaft genügt nicht, es muß auch das theoretische Rüstzeug für sie ausgearbeitet werden, wie man sie errichten will, sowie Konzeptionen des Übergangs aus den jetzigen Verhältnissen. Die Autoren klammern dies als politische, wissenschaftlich sehr schwer vorauszusagende Aufgabe bewußt aus. Die Wissenschaft kann sich vor diesem Unterfangen jedoch nicht drücken, denn die Politiker sind auf wissenschaftlich ausgearbeitete Konzepte angewiesen, wenn sie neue Wege gehen wollen.

Auch mit den Grundlagenproblemen ihrer sozialpolitischen Zielvorstellung beschäftigen sich die Autoren nicht. Problematisch ist hier vor allem die nicht gelöste Theorie-Praxis-Vermittlung, die in den bereits bestehenden Volksdemokratien einen deutlichen Primat der Theorie über die Wirklichkeit ergibt. Er äußert sich in der politischen Auseinandersetzung mit dem ‚Klassenfeind‘ etwa in dem Argument: Weil bei uns das private Eigentum an den Produktionsmitteln abgeschafft ist, kann es keine antagonistischen Klassen, keine Unterdrückung, Entfremdung und Ausbeutung mehr geben. Das ist schlüssig: es ist von der Theorie her nicht möglich. Unter dieser Prämisse wird dann die Bevölkerung statt durch kapitalistische Unternehmen durch sozialistische Staats- und Parteibürokratien unterdrückt und ausgebeutet. Über das Mehr oder Weniger gegenüber früher mag man streiten. Das hängt von den ökonomischen, politischen und sozialen Ausgangsverhältnissen jedes dieser Länder bei seiner Verwandlung in eine Volksdemokratie ab.

³³ Ebd. 20.

³⁴ Ebd. 198 f.

³⁵ Ebd. 53, 53 f.

Untereentwickelte Länder befinden sich nicht einfach in einer Vorstufe zu den entwickelten. Dazu führen Herrera und seine Kollegen an: „Grundsätzlich muß gesagt werden, daß die Untereentwicklung nicht bloß das Primärstadium der Entwicklung, sondern eine strukturell unterschiedliche Situation darstellt, die im wesentlichen durch die Existenz und die Evolution entwickelter Gesellschaften geschaffen wird und durch sie bedingt ist.“³⁶ Das ist in dieser allgemeinen Aussage richtig, wird von den Autoren jedoch nicht auch auf die technisch-zivilisatorischen und medizinisch-hygienischen, sondern allein auf die ökonomischen Auswirkungen des abendländischen Einflusses zurückgeführt. In dieser Verengung, aus der dann massive Forderungen der farbigen an die weißen Völker abgeleitet werden können, ist es sicherlich falsch. Darüber gleich noch mehr.

Im ganzen ist das Bariloche-Modell ein Beitrag, der Ansätze für eine plurale Konzeption der Menschheit bietet, hier auf der Basis der zusammengefaßten vier Regionen in ihren Verschiedenheiten zueinander unter Preisgabe der internen Verschiedenheiten dieser Regionen. Diese Ansätze werden von den Autoren gesehen, dann jedoch im sozialistischen Entwicklungsgedanken auf der Basis eines linearen, d. h. abendländischen Zeitbilds selbst verstellt. Man kann eine neue Kultur nicht „schaffen“, sondern kann sie nur wachsen lassen, und um „im Endeffekt die kulturelle Vielfalt der Menschheit zu bewahren und zu erweitern“,³⁷ sind entsprechende philosophische und politische Konzepte des Miteinander in der Verschiedenheit nötig. Sie machen Strategien zur Überwindung des Nord-Süd-Gefälles, deren Programme natürlich vorher ausgearbeitet sein müssen, wie es das Bariloche-Modell versucht, gedanklich erst möglich.

E. F. Schumacher hat, wie erwähnt, darauf hingewiesen, daß jede gesunde Gesellschaft in der Vergangenheit überall auf der Erde für ihre eigenen materiellen Bedürfnisse sorgen konnte. In Afrika geschah dies auf Stammes-, nicht auf Länderebene, denn Länder gab es damals noch nicht. Sie entstanden mit dem Ende der Kolonialzeit, also meist in der Mitte unseres Jahrhunderts, auf der Basis der kolonialen Grenzziehung. Diese Staaten mit ihren heterogenen Stämmen müssen nun erst zu Einheiten zusammenwachsen, im Selbstbewußtsein wie in der Fähigkeit zum Bestreiten ihrer materiellen, sozialen und kulturellen Grundbedürfnisse. Dafür haben sie Anspruch auf Hilfe durch die entwickelten Länder, aufgrund der Solidarität aller Menschen als Menschen, unabhängig von kolonialen Sünden. Letztere verpflichten nur die früheren Kolonialmächte Portugal, Spanien, England, Frankreich und Belgien in den weiterbestehenden besonderen Verhältnissen zu ihren ehemaligen Kolonien.

In Lateinamerika liegt die koloniale Vergangenheit schon etwa hundertfünfzig Jahre zurück. Seither sind die betreffenden Länder unabhängig und für ihre undemokratisch-oligarchische Entwicklung selbst verantwortlich. In Asien und Ozeanien sind die Verhältnisse nochmals anders, damals und heute viel zu verschieden von Land zu Land, um unter den einheitlichen Begriff kolonialer Ausbeutung gebracht zu werden. Hier spätestens wird die Notwendigkeit verschiedener Zukunftswege nach den spezifischen regionalen Voraussetzungen und Zielen unübersehbar.

Die Chancen *und* die Gefahren der Zukunftsforschung sollen an einem 1978 erschienenen Beitrag Robert Jungks als einem der exponiertesten Vertreter der Disziplin abschließend umrissen werden.³⁸ Dieser Autor zählt in seinem Aufsatz *Die Zukunft spielend erproben* in globalem Überblick auf, was es gegenwärtig an zukunftsgerichte-

³⁶ Ebd. 41.

³⁷ Ebd. 238.

³⁸ Robert Jungk veröffentlichte als letztes Buch: *Der Atom-Staat. Vom Fortschritt in die Unmenschlichkeit* (1977).

ten Szenarios und Simulationen gibt. Da sind vor allem die Kriegsspiele, die in den Verteidigungsministerien der Ersten und Zweiten Welt mit Computer-Hilfe veranstaltet werden, aber auch die planerischen und ökonomischen Spiele der Administrationen (Stadtplanung, Erziehungsplanung usw.) und der Industrie. Die gewöhnliche Erklärung „für dieses Eindringen des Spiels in Milieus, die bisher geradezu als Antithese spielerischen Verhaltens gelten mußten“, nämlich „die wachsende Kompliziertheit und Dynamik der modernen Welt“, ist für den Autor unvollständig; er sieht dieses Eindringen „auch als Ersatzhandlungen für die notwendig gewordenen, aber nicht gewagten Veränderungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit an“.³⁹

Hier setzt Jungk selber ein: Simulationen sollen nicht nur seelische Ventilfunktion haben, sondern Vorstufe praktischen Handelns bzw. im Kriegsspiel: praktischen Nicht-handelns werden. Dabei sieht er die Grundproblematik aller Simulation: „Will sie die Wirklichkeit vollständig nachahmen, so wird sie ähnlich unübersichtlich wie die Realität selbst.“ Und er sieht die Grundproblematik allen Prognostizierens: zu extrapolieren, „das Kommende also als eine Steigerung, nicht als eine Veränderung des Bestehenden“ zu nehmen. Trotzdem ist er infolge seiner naturwissenschaftlichen Prägung überzeugt, daß die fällige Umorientierung von quantitativem Fortschreiten zu qualitativem Verändern mit Hilfe von Simulationen, d. h. im gesellschaftlichen Experiment, angegangen werden kann. Dazu müßten Friedensspiele entwickelt werden, „in denen Probleme der Verstärkung, der Überbevölkerung und der Umweltzerstörung durch den ‚blinden Fortschritt‘ klarer analysiert und möglichen Lösungen nähergebracht werden könnten“.⁴⁰

Weil diese Experimente in der Form des Rollenspiels gedacht sind, deshalb kommt nach Jungk dem Theater eine neue Bedeutung zu: „Die Betroffenen, die ewig zum Zuschauen, zum Empfangen und Schweigen Verurteilten, sollten an diesem Theater zu sprechen, zu träumen, zu kritisieren und zu entwerfen lernen.“⁴¹ Ob dieses Ziel eine (in der Blochschen Terminologie) „abstrakte“ oder eine „konkrete“ Utopie ist, hängt mit dem schwierigen Übergangsverhältnis von der Spielwelt zur Wirklichkeitswelt zusammen, das von Jungk nicht reflektiert wird. Es wäre außerdem zu fragen, wenn man diese beiden verschiedenen Welten einfach gleichschaltet, ob das Theater so viele Menschen quer durch alle Schichten ansprechen kann, daß es tatsächlich eine Institution des gewollten und geförderten sozialen Wandels wird. Das ist sehr zweifelhaft.

Der kühnste hier gemachte Vorschlag besteht in der Forderung nach Revolutionsspielen: „Modelle radikal anderer gesellschaftlicher Verhältnisse entwerfen und experimentell erproben.“ Dies gerade zur Überwindung der Mängel bisheriger sozialer Änderungen: daß „die Denkweisen, die Besitzverhältnisse und Institutionen . . . so lange auf ihren Positionen beharren, bis äußerster Druck und stärkster Zwang sie schließlich zu – meist völlig ungenügenden – Korrekturen und Revisionen veranlassen“. Damit hat der Autor recht, und demgegenüber sollen „experimentell erdachte, erprobte, zwar mit ärztlicher Behutsamkeit eingeführte, aber nichtsdestoweniger durchgreifende Änderungen treten können, ohne daß ein einziger Schuß fallen, ein einziges Menschenleben geopfert werden müßte“.⁴² Dabei denkt Jungk sogar an die bisherigen Macht-

³⁹ Robert Jungk, Die Zukunft spielend erproben – Über Kriegsspiele, Revolutionsspiele und das Theater als prognostische Anstalt, in: Hansgerd Schulte (Hrsg.), Spiele und Vorspiele. Spielelemente in Literatur, Wissenschaft und Philosophie (1978). Alle Zitate S. 54.

⁴⁰ Ebd. 58, 59, 58.

⁴¹ Ebd. 65.

⁴² Ebd. 62 f., 62, 63.

haber, denen die Notwendigkeit ihres Abtretens einsichtig gemacht und durch Einplanen neuer Tätigkeitsfelder für sie erleichtert wird.

Das hier Gesagte ist ein ernsthafter Vorschlag, der sicher nicht bei erstarrten Oligarchien möglich ist, der sonst aber gangbar und auch deshalb sinnvoll erscheint, weil er Herrschende nicht dämonisiert, sondern ihnen ebenfalls konstruktive Wandlungsmöglichkeiten offenhält. Bis jetzt hat es friedliche Revolutionen so, aus Einsicht der Herrschenden, nicht gegeben, sondern nur, wenn ihr System so kraftlos geworden war, daß sie ihre Macht nicht mehr aufrecht erhalten konnten. Bisher geschehen Revolutionen als Umstürze oder Staatsstrieche, mit Liquidation, Vertreibung oder Kaltstellung der bisher Herrschenden. Dies sind gewaltsame Lösungen, Liquidation und Vertreibung direkt, Kaltstellung strukturell. Der Vorschlag Jungks zeigt dagegen die Möglichkeit einer Humanisierung des Phänomens Revolution. Diese Möglichkeit bedeutet, wenn sie gelingt, einen epochalen qualitativen Fortschritt der Menschheit und ist daher ernsthafte Überlegungen hinsichtlich ihrer Realisierbarkeit wert. Darüber würde man gern mehr hören.

Gegen die Vorschläge Jungks sind als philosophische Bedenken vorzubringen: Wenn er ihr experimentelles Ausprobieren und überwachtes Einführen fordert, bedeutet das nicht, den naturwissenschaftlich-technischen Ansatz von den quantitativen auch auf die qualitativen Aspekte des menschlichen Lebens zu übertragen? Würden dann nicht Planung und Bürokratisierung tatsächlich total? Daß Jungk von Experimenten redet, spricht dafür, daß er sie spielend gestalten möchte, dagegen. Wie immer bei Gelingensphänomenen besteht ein schmaler Gratweg nach vorn und mannigfache Gefahren des Abfalls nach rechts und links, die vorher bewußt gemacht und im Gehen bestanden werden müssen.

Das Spiel bietet Gelingensmöglichkeiten, weil es ein genetisches Phänomen ist, d. h. neue Sinnwelten vom Ursprungspunkt aus konstituiert und aufbaut. Es setzt keine oder freiwillig zeitweise akzeptierte Horizonte voraus; sein Prinzip ist die Findung. Bei Jungks Vorschlag des ärztlich behutsamen Einführens von umfassenden Änderungen muß dagegen bereits eine Institution vorhanden sein, deren Aufgabe es ist, diese Änderungen zu veranlassen und zu überwachen. Sie hätte ein Ausmaß an Fundamentalkompetenz, das die Fundamentalkompetenzen jetziger Regierungen weit überstiege: keine Bestandsgarantie im Sinne des Eides auf die Verfassung, sondern eine Wandlungsverpflichtung zur Vermeidung gesellschaftlicher Erstarrung. Zur Ermöglichung solcher Institutionen gibt es bis jetzt erst philosophische Grundkonzepte, etwa Rombachs Strukturontologie.⁴³ Handlungskonzepte, Verwaltungsrichtlinien usw. müßten aber erst noch für sie ausgearbeitet werden. Und es wären Verfahrensweisen zu schaffen, um ihre sinnvolle Einrichtung und kontrollierte Überwachung auf regionaler, nationaler und supranationaler Ebene zu garantieren.

Ein weiterer Mangel der Vorschläge Jungks, gegen den philosophische Bedenken vorzubringen sind, liegt in ihrer Beschränkung auf die Bedingungen industrieller Hochleistungsgesellschaften. Denkt der Autor also auch, so ist zu fragen, von der Spitze des Fortschritts her, an der wir Abendländer uns befinden und zu der wir alle anderen Zeitgenossen bringen möchten? Das Ausgehenmüssen von der pluralen Vielfalt und Ungleichzeitigkeit, wie es der tatsächlichen Lage der Menschheit entspricht, wird hier nicht erwähnt, ist also nicht mit im Blick.

Nach diesen Erörterungen von Beiträgen aus der Zukunftsforschung nun philosophische Vorschläge zum Thema.

⁴³ Heinrich Rombach, Strukturontologie. Eine Phänomenologie der Freiheit (1971).

Mit rationalistischer Methode behandelt der Wissenschaftstheoretiker Kurt Hübner *Philosophische Fragen der Zukunftsforschung*.⁴⁴ Er zeigt auf, daß die futurologischen Techniken Trendextrapolation, Relevanzbaum-Verfahren, Delphi-Methode und morphologische Methode erkenntnistheoretisch nicht abgesichert sind. Statt bloßer Techniken fordert er eine wissenschaftlich fundierte Theorie der Zukunftsforschung und skizziert einen Ansatz dazu.

Für Hübner ist die Gesetzmäßigkeit geschichtlicher Abläufe in der Vergangenheit naturwissenschaftlich-systematisch zu bestimmen, um damit in einem zweiten Schritt geschichtliche Abläufe der Zukunft prognostizieren zu können. Eine Verschiedenheit beider Disziplinen gibt es nicht: „Die Geschichtswissenschaft bedient sich hier im Prinzip derselben wissenschaftstheoretischen Mittel wie die Naturwissenschaft, denn *rationales Erklären hat immer dieselbe Form*.“ Einige Seiten später stellt der Autor aber fest, daß geschichtliche Systeme „am Ende Setzungen und spontane Schöpfung sind“, nicht konstant, nur kontingent, worin „die unübersteigbare Grenze der Zukunftsforschung wie der historischen Erklärung“ liegt.⁴⁵

Unübersteigbar ist diese Grenze jedoch nur für die rationale Erklärung. Hübner zeigt auf, daß sich sein Thema seiner Methode entzieht und bedauert das „heute so selbstverständlich gewordene Denken in Modellen, das Sich-Ausdenken möglicher Zukünfte (Futuribles), die Vorliebe für utopisches Denken, für Alternativen, Pluralismen“ als „Systemflucht“.⁴⁶ Der umgekehrte Gedanke kommt ihm nicht; daß dann seine Methode für dieses kennzeichnende Denken unserer Zeit und für die Zukunftsforschung, die auf diesem Denken gründet, eben nicht zureichend ist.

Rational erklärt werden können Trends innerhalb eines Systems, nicht aber Gesetze seiner Schöpfung oder Setzung. Genau diese Gesetze sind aber entscheidend für Entwicklungen. Anders als die strukturelle Phänomenologie hat die Wissenschaftstheorie in ihrer gegenwärtigen Gestalt Entstehungsdimensionen nicht im Blick. Ihr geht es nicht um transzendente Wahrheit, sondern um die Richtigkeit wissenschaftlicher Aussagen, um allgemeine Regeln rationalen Schließens und Argumentierens unter inhaltlicher Abstraktion. Ein solches Vorgehen übersieht jedoch, daß Rationalität kein *non plus ultra* ist. Es gibt viele transrationale Bereiche des Menschen, und sie gehören genauso zu seinem Wesen. Sie müssen daher auch von jeder Wissenschaft vom Menschen berücksichtigt werden.

Die systemimmanent vorgehenden Futurologen haben noch viel mehr Prognosetechniken,⁴⁷ warum nimmt Hübner gerade die genannten vier? Daß er sich auf Mittel dieser Art beschränkt, ist von seinem rationalen Ansatz her klar, daß es jedoch noch andere Mittel gibt, genauso.

Die nur prognostische technokratische Zukunftsforschung ist analog zur gegenwärtigen Wissenschaftstheorie auf Eindimensionalitäten, d. h. auf ein ontisches Niveau beschränkt. Vieldimensional vorgehende Futurologen wie Schumacher oder Jungk berücksichtigen demgegenüber die grundsätzliche Offenheit der Zukunftsentwicklung innerhalb historisch bereits eröffneter Möglichkeitsfelder oder in zu erschließenden neuen. Sie verwenden als Mittel nicht nur Prognosen und technisch-ökonomische Ent-

⁴⁴ Kurt Hübner, *Philosophische Fragen der Zukunftsforschung*, in: *Studium Generale* 24 (1971) 851–864.

⁴⁵ Ebd. 857, 863.

⁴⁶ Ebd. 864.

⁴⁷ Siehe dazu Ossip K. Flechtheim, *Futurologie. Der Kampf um die Zukunft* (1970 oder gekürzt und überarbeitet 1972) Kapitel: Prognose.

wicklungsgesetze, sondern auch alternative Denkmodelle in schöpferischer Phantasie. Zur Philosophie ihrerseits gehört Sich-Bewegen in verschiedenen Dimensionen *per se*.

Helmut Fahrenbach verarbeitet in seinem Aufsatz *Zukunft als Thema der Philosophie* die futurologische Literatur bis 1972 und vergleicht ihre Frageebenen mit den durch Heidegger, Sartre und besonders Bloch erschlossenen ontologisch-anthropologischen Dimensionen.⁴⁸ Er greift die drei zukunftsbezogenen Momente Prognose, Planung und Utopie auf und zeigt, daß sie allein nicht ausreichend sind, sondern durch ein weiteres Moment, die Hoffnung, unterfangen werden müssen. Von allen vier Phänomenen gibt er differenzierte Einzelanalysen. Sie sind wie folgt gekennzeichnet:

„In der Prognose wird Zukunft in der Prospektive des aufgrund gegenwärtiger Realitätskenntnis Erwartbaren vorausgesagt und antizipiert“, d. h. man verlängert einfach die Gegenwart in die Zukunft. In der Utopie wird demgegenüber „das Gegenwärtige und von ihm aus Mögliche eigens auf Zukunft als die Dimension des (unbestimmt) Möglichen hin überschritten, und in diesem Horizont werden Möglichkeiten anderen und besseren Lebens als mögliche Zukunft entworfen“. Prognose und Utopie unterscheiden sich also durch ihren verschiedenen Realitätsgehalt. Sie gleichen sich nach Fahrenbach darin, daß beide „primär vorstellungsbezogen-prospektive“ Einstellungen zur Zukunft sind.⁴⁹

Für die Planung gilt: „Die im Planen projektierte Einstellung zur Zukunft erschließt Zukunft aber nicht nur als das Möglichkeitsfeld, auf das hin geplant und gehandelt werden muß, sondern zugleich als die künftige Wirklichkeit, die durch planvolles Handeln gestaltet wird.“ Ihr Kennzeichen ist die Zweckrationalität. Hoffen seinerseits ist mehr als bloßes Wünschen: „es bedeutet – diesseits oder jenseits der Grenzen von Prognose, Erwartung und Planung –, ungewiß oder bedrohlich Zukünftigem mit ‚praktischer Zuversicht‘ auf einen guten Ausgang entgegensehen und auf die so in der Prospektive des Gelingens antizipierte Zukunft hin handeln zu können“. Auch die Hoffnung hat also einen Realitätsbezug. Planen und Hoffen unterscheiden sich ebenfalls durch ihren verschiedenen Realitätsgehalt. Sie gleichen sich darin, daß beide „primär praxisbezogen projektive“ Einstellungen zur Zukunft sind.⁵⁰

Der Autor bringt dann alle vier Phänomene untereinander im Zusammenhang und kommt zum Ergebnis, daß „Planung, Prognose, Utopie und Hoffnung (in gegenseitiger Verweisung) die grundlegenden Möglichkeiten einer zugleich differenzierten und umfassenden Zukunftserschließung darstellen“. Die gegenseitige Verweisung „läßt sich pointiert in einer Bedingungsreihe fassen (die freilich durch- und zurückgegangen werden muß): Prognose ohne Planung ist erkenntnispraktisch motivationslos, Planung ohne Utopie ist normativ ziellos (und kritiklos), Utopie ohne Hoffnung ist unverbindlich und somit praktisch orientierungslos.“⁵¹ Dieses Fahrenbachsche Resümee deckt nur das Durchgehen, nicht auch das Zurückgehen. Hier ist zu sagen: Hoffnung ohne Utopie ist phantasielos, Utopie ohne Planung bleibt unverbindlich, Planung ohne Prognose vage.

Die Zukunftsforschung beschränkt sich in ihrer technokratischen Richtung auf Prognose und Planung. Wo sie alternative Zukünfte verfolgt, enthält sie das Moment

⁴⁸ Helmut Fahrenbach, *Zukunft als Thema der Philosophie*. Zur Grundlagenthematik einer Philosophie der Zukunft, in: ders. (Hrsg.), *Wirklichkeit und Reflexion*. Walter Schulz zum 60. Geburtstag (1973) 99–135.

⁴⁹ Ebd. 113, 115, 111.

⁵⁰ Ebd. 119, 124, 111.

⁵¹ Ebd. 130, 131.

der Utopie. Wenn sie ernsthaft nach einer Verbesserung menschlicher Lebensbedingungen strebt, enthält sie auch das Moment der Hoffnung.

Zum Moment der Utopie ist zu sagen: Damit entworfene Utopien nicht illusionär werden, müssen sie sich auf Erreichbarkeiten richten, also darauf, was den Menschen im Wachsen über ihre gegenwärtigen Verhältnisse hinaus an zukünftigen Möglichkeiten erreichbar ist. Das ist viel und ist unerschöpflich. Aber es wird nie etwas Ideales, sondern immer nur Reales sein. Alle idealen Utopien sind daher abstrakt oder leer, d. h. utopistisch.

Für Fahrenbach ist die Hoffnung das über die Ebene der futurologischen Einzelwissenschaften hinausgehende philosophische Moment zukunftsbezogenen Denkens. Das stimmt von Bloch her gedacht und stimmt nicht vom Phänomen her. Denn Hoffnung ist ein unerlässliches Moment *aller* menschlichen Lebenszuversicht, in der ganzen Breite von der Religion bis zur Alltäglichkeit. Sie hat daher in allen Einzelwissenschaften ihre jeweiligen Themen, auch in der Zukunftsforschung. Die Philosophie ist aber in unserer Zeit dazu berufen, diese Gegebenheiten bei technokratischen Verkürzungen des Menschenbildes nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Sicherlich sind nicht nur Prognose und Utopie, Planung und Hoffnung Grundlagenthemen der Zukunftsphilosophie. Der Beitrag Fahrenbachs erschöpft also diese Themen bei weitem nicht, was von ihm aber auch nicht beansprucht wird und in einem Aufsatz dieses Umfangs ohnehin nicht geleistet werden könnte. Seine darin angekündigte Ausarbeitung der Gesamthematik innerhalb eines Buches *Hauptprobleme gegenwärtiger Philosophie: Sprache – Praxis – Zukunft*⁵² ist noch nicht erschienen.

Der Aufsatz *Der Preis für die Zukunft* von Franz Vonessen⁵³ kann zu Antworten auf die angeschnittenen Fragen weiterhelfen. Er muß dazu als Beitrag zur Thematik der Zukunftsforschung genommen werden; der Autor selbst versteht ihn als Kritik an ihr. Dies insofern zu Recht, als er (analog zu Hübner) nur die technokratische Richtung der Zukunftsforschung im Blick hat, insofern nicht, als er damit diese Disziplin nicht in ihrer ganzen Breite umfaßt.

Technokratisches Vorgehen zeigt unreflektiertes und enges Spezialistentum. Vonessen fällt seinerseits dieser Haltung gegenüber in das beliebte andere Extrem deutscher Philosophen, dem überreflektierten Ausbreiten von Bildungswissen, vor allem der griechischen Antike. Auch damit ist der Zukunftsgestaltung nicht notwendig gedient. Immerhin kann davon festgehalten werden (und muß in unserer ahistorischen Epoche immer wieder), daß Gegenwart und Zukunft nicht ohne ihre Herkunft, die Vergangenheit, gedacht werden können. Die Vergangenheit wird den Menschen geschenkt, die Zukunft müssen sie verdienen, darauf verweist der Autor zu Recht. Außerdem: „Alle Fachleute, auch Wissenschaftler, haben immer nur Ausschnitte der Zukunft im Auge; und es muß kein böser Wille sein, daß diese Ausschnitte größtenteils verlockend und heiter sind und gerade dort enden, wo die dunklen Wolken dieser Zukunft sich türmen.“ Jedoch gilt dies im Grunde nicht nur für Fachleute, sondern für alle Menschen, bei ihren Zukunftshoffnungen mit dem zusätzlichen Hinweis: „Die Wirklichkeit ist immer das Hindernis, das den Menschen von jenen Zielen trennt, zu denen seine Träume ihn locken. Aber die Zukunft gehört allein der Wirklichkeit an.“⁵⁴

Kann darüber, über die Wirklichkeit der Zukunft (das müßte immer Zukunft zu

⁵² Ebd. 101, 132 (Anmerkung 7).

⁵³ Franz Vonessen, *Der Preis für die Zukunft*, in: Scheidewege, Vierteljahresschrift für skeptisches Denken, Jg. 1 (1971/1972) 117–143.

⁵⁴ Ebd. 117, 138.

einem bestimmten Zeitpunkt sein, nicht Zukunft schlechthin), etwas gesagt werden? Für Vonessen nicht durch Zukunftsforschung, in der er die bürgerliche Weise, sich gegen Lebensrisiken abzusichern, wiedererkennt:⁵⁵ man schließt Versicherungen ab. Daher sagt er: „Die Futurologie ist die letzte und größte Versicherung, die erdacht werden konnte, und man hat sie erdacht.“ Demgegenüber gilt jedoch: „Zukunft ist Offenheit, Freiheit, aber kein Rechenexempel.“⁵⁶

Der Autor vergleicht den Entdecker Amerikas zu seiner Zeit mit den Eroberern des Mondes in unserer: „Kolumbus mußte jede Sicherheit loslassen . . ., um seinen Vorstoß ins gänzlich Unerforschte und Unbekannte zu tun . . . Für die Astronauten gibt es kein Abenteuer . . ., nur ein Risiko, das statistisch berechenbar ist . . .“⁵⁷ Berechnetes Risiko statt Abenteuer in den Großprojekten, Innovation statt Schöpfung bei den Alltagsprojekten, das sind Fortschritte, die uns das wissenschaftlich-technische Zeitalter gebracht hat. Dabei meint ‚uns‘ allerdings nicht alle gegenwärtig auf der Erde lebenden Menschen, sondern wieder nur jene an der Spitze des technischen Fortschritts in der Ersten und Zweiten Welt.

Für Vonessen hat die systemimmanente Zukunftsforschung eine ernste und wichtige Aufgabe, wenn sie nicht fortschrittsgläubig extrapoliert, sondern: „Alles in allem ist zu sagen, daß Zukunftsforschung nicht anders denn als Katastrophenschutz gedacht werden kann, das heißt als Abwehr dessen, was die Zukunft am Herankommen hindert, was sie stört und vielleicht gar zerstört.“⁵⁸ Die unerwünschten Nebenwirkungen technischer Entwicklungen müßten genauso wie diese selbst technisch erforscht und durchgespielt werden, bei der Planung, Ausführung und Benutzung von Projekten und Einrichtungen. Dies geschieht viel zu wenig, denn dafür ist niemand zuständig. Die planenden Instanzen nicht, denn: „Die Behörden neigen bekanntlich sehr zur Verharmlosung gewisser Gefahren; ein Pragmatiker packt nicht zuerst die schleichenden, sondern die . . . auf der Haut brennenden Probleme an. Und irgendetwas brennt ja tatsächlich immer . . .“ Die Politiker nicht, denn: „Demokratische Politiker sind unentwegt mit ihrem eigenen politischen Überleben beschäftigt . . . gefesselt an den Moment.“⁵⁹ Letzteres gilt über das hier Gesagte hinaus auch für Politiker der Zweiten Welt. *Mutatis mutandis* natürlich: Behauptung nicht in Volksabstimmungen, sondern im internen Machtkampf des Partei- und Staatsapparats. Behörden und Politiker der Dritten und Vierten Welt aber stehen vor derart großen Primäraufgaben und -schwierigkeiten, daß es für sie unwichtig ist, solche Sekundär- und Tertiäreffekte technischer Entwicklung überhaupt mitzubedenken.

Vonessen sieht richtig: „Wer die Zukunft nicht vorbereitet, der vermeidet sie nicht, sondern über den bricht sie herein. Aber selbst wer die Zukunft liebt, ja herbeisehnt, mag entsetzt sein zu sehen, was sie an Opfern verlangt. Immer muß etwas, das in seiner Art Vollkommenheit hat, das vielleicht die Bemühung und Arbeitskraft etlicher Generationen repräsentiert, der Zerstörung anheimfallen.“⁶⁰ Wer sich diese Einsicht gegenwärtig halten kann, der hat die platte technokratische Fortschrittsgläubigkeit über-

⁵⁵ Solches Absichern gehört zum bürgerlichen Lebensstil. Alle Leute, die es nicht haben: Bohemiens, Lebenskünstler, Gelegenheitsarbeiter, Tagediebe usw., sind dem Bürger verdächtig. – In dieser Kontrastierung von bürgerlich/unbürgerlich gehören die orthodoxen Marxisten östlicher Prägung zur ersten Kategorie, die meisten Angehörigen neomarxistischer Splittergruppen westlicher Prägung zur letzteren. Dies nur nebenbei als Beispiel für den Reiz von Wortspielen mit unterschiedlichen Bedeutungen aus Wortfeldern.

⁵⁶ Ebd. 139, 131.

⁵⁷ Ebd. 139.

⁵⁸ Ebd. 137.

⁵⁹ Ebd. 126, 126 f.

⁶⁰ Ebd. 141.

wunden. Man sollte stets daran denken, daß es Entwicklung nicht nur zum Besseren, sondern auch zum Erhalten des Erreichten und auch zum Schlechteren gibt. In der Regel sind alle drei Formen gemischt. Geschichte verläuft nicht in linearem Fortschreiten; das ist eine Täuschung aufgrund des abendländischen (= jüdisch-christlichen) linearen Zeitbilds.

Die im Sinne dieses Autors als Katastrophenwarner tätigen Zukunftsforscher müßten das moderne Pendant der antiken Propheten sein, nicht ihre Gegenspieler, wie im Aufsatz gemeint. Ihre Aufgaben bestanden bzw. bestehen darin, vor kommendem Unheil zu warnen. Freilich gehört zum Phänotypus Prophet hinzu, daß seine Warnung nicht gehört oder gar mißverstanden wird, so daß das vorhergesagte Übel doch immer eintritt und damit erst die Prophezeiung rückwirkend bestätigt und erklärt. Wissenschaftliche Prophezeiungen wären jedoch nicht so leicht zu mißachten und mißzuverstehen, wie die der antiken Orakel.

Vonessen bewegt sich in die Richtung des Rombachschen Strukturansatzes, wenn er für die Futurologie feststellt, daß sie „die Zukunft als System konstruiert“, und wenn er fortfährt: „Systeme sind immer ‚geschlossen‘“, dazu (als Fußnote): „Es ist wichtig zu sehen, daß die Neuzeit eigens zum Verständnis, vielmehr: zur Apologie des Fortschritts den Begriff eines ‚offenen Systems‘ geschaffen hat. Dieser Begriff ist ganz haltlos. Ein ‚offenes System‘ ist ein solches, dessen Grenzen noch nicht erkannt worden sind.“⁶¹ Man darf jedoch nicht beim bloßen Konstatieren dessen stehenbleiben, sondern muß tragfähige Konzepte zur Überwindung dieses System- und Fortschrittsdenkens entwickeln, will man den Erfordernissen unserer Zeit entsprechen.

Der Autor resümiert, vom Orakel in Delphi ausgehend: „Erkenne dich selbst – das ist das wahre Motiv der Zukunftserkenntnis; Zukunft wird nicht um der Zukunft, sondern um des Menschen willen erkannt.“⁶² Der zweite Satzteil ist sicherlich richtig, dagegen klingt der erste in unserer Periode kollektivistischer Strömungen zu sehr individualistisch-verinnerlichend. Das muß, bei etwas anderer Formulierung, nicht sein: Einsicht und Besinnung sind auch einer ganzen Gesellschaft möglich, nicht nur dem sich in sich versenkenden Einzelnen.

Auch der Beitrag Vonessens zur Zukunftsphilosophie ist anregend und nützlich, und auch er schöpft dieses breite Thema bei weitem nicht aus.

Aus dem Erörterten lassen sich die folgenden Schlußfolgerungen ziehen:

Einsicht und Besinnung sind für alle Gesellschaften, die jetzt dem kurzfristigen Fortschrittsdenken huldigen, seien sie in hohem, mittlerem oder erst beginnendem Maß technisiert, unbedingt erforderlich. Die Menschheit wächst erstmals in ihrer Geschichte zur Einheit zusammen. Das kann sie nicht durch Einheitsstiftung auf der Basis irgend eines partikularistischen Prinzips, die gewaltsam werden muß, weil sie Unterschiedlichkeiten keinen Raum läßt, sondern nur als Einheit in der auch in Zukunft vorhandenen mannigfachen Verschiedenheit.

Die Zukunftsentwicklung muß einerseits für künftige Generationen offen gehalten werden, andererseits zur dringlichen Korrektur des Nord-Süd-Gefälles und zur dringlichen Überwindung von Kriegen und übermäßiger Umweltzerstörung soweit möglich gesteuert und immer wieder behutsam korrigiert werden. Hier hat die Zukunftsforschung ihre Aufgabe, in ihrer ganzen Breite von der technischen (nicht technokratischen) bis zur sozialschöpferischen (nicht utopistischen) Richtung. Sinn- und Ganzheits-

⁶¹ Ebd. 141 f., 142.

⁶² Ebd. 143.

fragen dagegen kann sie nicht beantworten. Sie darf sie deswegen jedoch nicht übersehen, sondern muß sie den dafür zuständigen Disziplinen, plural ansetzenden Religionswissenschaften und plural ansetzenden Philosophien, überlassen. Von ihnen gibt es noch viel zu wenige, auch hier wird in der Regel noch zu sehr partikularistisch gedacht, in unserem Kulturkreis vor allem nur abendländisch. Damit wird man aber der plural verfaßten Menschheit in Gegenwart und Zukunft nicht gerecht.

Der Raum des Politischen ist der Raum des Mythos Prolegomena zum Mythos als Kategorie des Politischen im 20. Jahrhundert

Von Edgar PIEL (Bergisch-Gladbach)

1. *„Die Gegenwärtigkeit des Mythos“*

Alles Denken, auch die Ratio, besitzt eine mythische Dimension. Jeder Versuch, dem Mythos zu entgehen, führt allenfalls in Bewußtlosigkeit und Verlogenheit. Diese These, die der im westlichen Exil lebende polnische Philosoph Leszek Kolakowski seinem Versuch über „Die Gegenwärtigkeit des Mythos“ zugrunde legt, muß nach mehr als 200 Jahren radikaler Entmythologisierung einigermaßen provozieren. Das Bewußtsein ist nach Kolakowski unweigerlich mythenbildend. Die Mythenbildung sei eine immer neue Reaktion auf eine nie zu erledigende Erfahrung des Menschen in dieser Welt. Welche Erfahrung weiß der Mensch nicht zu erledigen? Was ist es, über das wir offenbar nicht hinwegkommen können? Kolakowski sagt: die „Gleichgültigkeit der Welt“. Die Erfahrung der „Gleichgültigkeit der Welt“ ist die konstituierende Etappe auf dem Weg, den die mythenbildende Arbeit zurücklegt. „Unfähig, uns die spontane Unmittelbarkeit im Kontakt mit der Natur zurückzuerstatten, sind wir gezwungen, die Integration in entgegengesetzter Richtung zu suchen; nachdem wir der Wurzel des eigenen Bewußtseins in der Natur verlustig gingen, bemühen wir uns, für die Natur Wurzeln ausfindig zu machen, die es gestatten würden, diese dem Bewußtsein anzugleichen, d. h. die Natur mit einer mythischen Ordnung zu versehen. Die Reintegration, unerreichbar durch die Abkehr vom Menschsein, ist nur dank der Überzeugung möglich, daß ich im Sein lebe, welches sich als eines verstehen läßt, das mir in einer gewissen Hinsicht ähnlich ist.“¹ Die bloße Gegenwärtigkeit eines von allem Ursprung losgelösten Bewußtseins, eines Bewußtseins, das seinen eigenen Grund nicht fassen kann, schafft demnach eine untilgbar mythogene Situation, „wobei sowohl die bindungsstiftende Rolle des Mythos im sozialen Leben wie seine Integrationsfunktion im Organisationsprozeß des Einzelbewußtseins unersetzbar scheinen“.²

Als Ernst Cassirer in der amerikanischen Emigration vor dem Rassismus der Faschisten versuchte, auf die hautnahe politische Erfahrung mit einem philosophischen Versuch zum „Mythos des Staates“ zu reagieren, war das Ergebnis enttäuschend. Weil ihm mythisches und rationales Denken vermittlungslos gegeneinander standen, bekam der Philosoph das ‚dämonische Geschehen‘, um das es ihm erklärtermaßen zu tun war, gar nicht

¹ Leszek Kolakowski, *Die Gegenwärtigkeit des Mythos* (1972) 148.

² Ebd.